

# Glauben

Jörg Splett, Offenbach

## 1. Glauben ist nicht Nicht-Wissen

Auch wo man unter „glauben“ mehr versteht als vermuten, setzt man es oft dem Wissen gegenüber. „Wissen“ als eine Grundgegebenheit läßt sich nicht leicht definieren. Es handelt sich um ein Wahrheitsverhältnis. Wenn ein wahrer Satz „sagt, was (der Fall) ist“ (ARISTOTELES), dann kann man eine Wahrheit aussprechen, ohne es zu wissen. (Beispiel: „Die Zahl der Sterne ist gerade“ – oder „ungerade“. Einer dieser Sätze ist wahr; nur wissen wir nicht, welcher.) Dem Wissenden aber ist *bekannt*, daß seine Aussage zutrifft. Man könnte also formulieren: Wissen bedeutet, sagen können, daß man sagen könne, was der Fall ist.

Woher dies Können kommt, darf offen bleiben. Auch der weitere Punkt, ob und wie einer *beweisen* könne, daß er weiß, muß für die *Definition* von Wissen nicht geklärt sein, so wichtig es für die Frage ist, *ob* wirklich Wissen vorliegt. Doch Wissen als solches besagt nur, daß die Wahrheit bekannt sei, nicht daß sie *erweislich* gewußt wird.

Im Wort „Wissen“ steckt die Wurzel *vid* = sehen (wie im griechischen *oîda* = ich habe gesehen). Kommt man allein durch Augenschein und Einsicht zur Wahrheit? Warum nicht auch durch das Wort eines verlässlichen Zeugen? „Glauben“ gehört zur Wortgruppe von „lieb“ und meint ursprünglich: für lieb halten, gutheißen, (sich) jemand anvertrauen. Ein Gläubiger ist jemand, der einem anderen Geld anvertraut hat. Im Wortsinn besagt „*credere*“: *cor dare* = sein Herz geben. Der Vorzug des Sehens leuchtet im Objekt- und Sachverhaltsbereich ein: Der Weg ist kürzer, wenn ich selber sehe, als wenn ich erst den Bericht eines Augenzeugen anhören muß. Doch wie steht es mit dem Wissen um die Einstellung des Anderen mir gegenüber?

Hier zu erklären, man bilde sich eine *Hypothese* über das Wohlwollen des Partners und dessen Verhalten im Notfall, ist nicht etwa „wissenschaftlich“, sondern verfehlt schlicht die Realität. Sollte ich nicht *wissen*, daß meine Frau mir zugetan ist – um dann zur silbernen oder goldenen Hochzeit festzustellen, meine Theorie über ihr Geneigtsein habe sich mittlerweile erheblich verdichtet? Was aber für die zwischenmenschliche Beziehung gilt, ist auch von der Gottesbeziehung zu sagen: „Ich weiß, wem ich Glauben geschenkt habe“ (2 Tim 1, 12).

## 2. Glauben ist nicht Zweifeln

Biblisch ist Glaube also nicht – wie in dem oft berufenen indischen Gleichnis von den Blinden, die einen Elefanten betasten – eine Art Blinde-Kuh-Spiel zu Vermutungen über die Ganz-Gestalt des Göttlichen. Statt um Beschreibungen Seiner geht es um das dankbare Zeugnis von Erfahrungen mit Gott. Diese Erfahrungen sind indes nicht immer eindeutig und klar; sie verwirren, verstören, machen Gewißheiten fraglich. So hört und liest man heute auch von Theologenseite, Ehrlichkeit und Menschlichkeit des Glaubens be-kunde der Zweifel.

Gewinnt man nicht bei so mancher Osterpredigt den Eindruck, als „Vater des Glaubens“ trete an Abrahams Stelle der zweifelnde Thomas?<sup>1</sup> Nun sollte man sich von JOHN HENRY NEWMAN sagen lassen, daß „zehntausend Schwierigkeiten nicht *einen Zweifel*“ machen.<sup>2</sup> Daß wir angefochten werden, stellt niemand in Frage. Aber was steht hinter dem Bemühen, aus dieser Not eine Tugend zu machen? Daß zu zweifeln besser sei als zu glauben, das glaubt der Zweifler – und sollte auch an diesem Glauben zweifeln. Wie jedenfalls nähme er es auf, wenn unsereins es vorzöge, an seiner Intellektualität und „intellektuellen Redlichkeit“ zu zweifeln? Eine beherzigenswerte Maxime LA ROCHEFOUCAULTS lautet: „Es ist beschämender, den Freunden zu mißtrauen, als von ihnen getäuscht zu werden.“<sup>3</sup> Wenn aber schon Menschen gegenüber, warum dann nicht ebenso und erst recht vor Gott? Verdienen nicht auch Seine Ehre und Name Respekt? Um das Wort aus dem Timotheus-Brief zu wiederholen: „Ich weiß, wem ich geglaubt habe.“

Zweifel als Anfechtungen offenbaren unsere „*Kleingläubigkeit*“ (Mt 17, 20). Sie zu verleugnen wäre Unehrllichkeit; doch welchen Namen verdient der Versuch, die Skepsis unserer Herzenskargheit zu realistischer Reife und Geschöpfesdemut hochzustilisieren?

Etwas anderes ist das Eingeständnis eben dieses Mangels: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben“ (Mk 9, 24). Statt also am Geglaubten – bzw. an dem, dem ich (nicht recht) glaube, – habe ich an meinem Gläubig-sein zu zweifeln. *Wem* ich glaube, sollte ich eigentlich wissen; was ich in der Tat

<sup>1</sup> Während Mose noch ob seines Zweifels nicht ins Gelobte Land einziehen durfte – Num 20, 10–12.

<sup>2</sup> *Apologia pro vita sua. Geschichte meiner religiösen Überzeugungen* (Ausgew. Werke I). Mainz 1951, 276; Vgl. *Briefe und Tagebuchaufzeichnungen aus der katholischen Zeit* (AW II/III). Mainz 1957, 524: „Ein Einwand ist noch kein Zweifel – zehntausend Einwände machen so wenig einen Zweifel aus als zehntausend Ponys ein Pferd; wenn auch ein gewisses Maß von Einwänden, wie meine *phrónesis* mir sagt, auf meine Entscheidung einwirken und meinen vorhandenen Glauben beeinflussen müßte.“

<sup>3</sup> F. Schalk: *Die Französischen Moralisten*. Leipzig 1938, 14.

nicht wirklich weiß, ist, *ob* ich ihm glaube. Wer die beschämende Last dieses Nicht-Wissens zu verdrängen sucht, wird fanatisch – entweder im Verfechten seines Bekenntnisses oder – nicht minder „fundamentalistisch“ – im Nein zu jeder Glaubens-Überzeugung.

### 3. Glauben ist zu erbittende Antwort der Liebe

Geglaubt wird jemandem etwas. Glaubend nehmen wir eine Mitteilung an, die uns gemacht wird. Vor allem weiteren ist solches Anhören und Aufnehmen die Grund-Antwort auf jemandes Mitteilung an den Hörer. Wer aber etwas mitteilt, teilt darin vor allem sich selbst mit. Wer jemandem etwas anvertraut, vertraut ihm damit sich an.

Hatten wir also zunächst das Glauben als Anvertrauen bestimmt, so zeigt es sich nun als ein zweites. In der Tat erwidert Glaube immer schon *empfangenes, gewährtes* Vertrauen. Erneut gibt uns die Sprache zu denken: „Vertrauen schenken“ wir dem, der es „uns einflößt“.

Einflößen freilich kann er es uns nur, wenn wir darauf eingehen, es uns einflößen lassen. So muß man hier geradezu von einer Aporie, einem Dilemma Gottes, reden. Wie nämlich soll Er seine Zuwendung und so sich selbst uns anvertrauen, wenn unsere Enge und Ängstlichkeit Ihm etwas Derartiges nicht zutrauen können?

In der Sprache der Schrift: Wie soll das Licht in die Finsternis scheinen, ohne jene im Dunkel zu blenden = blind zu machen, also ihnen als Finsternis zu erscheinen? Die Finsternis kann das Licht nicht ergreifen (Joh 1, 5). Die geläufigste Formel für solche Unfähigkeit (und wohl *die* Formel aller Religions-Kritik): „... zu schön, um wahr zu sein.“

Gott selbst also muß uns ein Ohr für Sein Wort geben: Sein Auge in unser Herz für Sein Licht (Eph 1, 18)<sup>4</sup>, Seinen Geist für die Aufnahme Seines Sohnes. Darum ist Glaube nicht bloß Antwort auf Gottes Gnade, sondern selber Gnade. Wie schon zwischen Menschen gilt: Wer Liebe erfährt, der dankt doppelt: einmal dafür, daß sie ihm begegnet; sodann dafür, daß ihm gegeben wird, daran zu glauben, statt sich mißtrauisch, in Kleinglaube, ihr zu verschließen.

Seine Gaben indes zwingt Gott uns nicht auf; Er bietet sie an. Statt daß Er uns aufbricht, macht Er sich von unserem Uns-Auftun abhängig – oder jedenfalls von unserer Zustimmung dazu, daß Er uns öffne. „Was willst du, daß ich dir tun soll?“, fragt Jesus in Jericho den Bartimäus (Mk 10, 51). Das

<sup>4</sup> Sir 17,7 (LXX, Vulg) bzw. 17,8 (Zürich): Sein Auge, seinen Blick in unser Herz.

ist der Sinn menschlichen Bittens: nicht als müßte Gott erst überredet und gewonnen werden. Er – zuvorkommend – ist uns stets schon zuvorgekommen und wartet. Bitten ist vielmehr die Weise, wie wir Ihm zu wirken erlauben.

\*

So aber steht (oder besser: geschieht) auch das Glauben in jenem „Zirkel“, der alle Grundvollzüge von Freiheit bestimmt: Vertrauen, hieß es, schenken wir einzig dem, der es uns einflößt. Einflößen wiederum kann es uns einzig der, dem wir es schenken. Fraglos kommt in diesen Zirkel nicht hinein, wer außerhalb seiner stünde. Können wir glauben, daß wir schon in ihm leben? – Die Antwort heißt: wir lebten gar nicht, wenn wir es nicht täten.

Niemand, der rein gar nichts glaubte, niemandem. Genau formuliert, liegen in „Welt- und Menschengeschichte“ so nicht Glaube und Unglaube im Konflikt,<sup>5</sup> sondern Glaube und Kleingläubigkeit (um sie zum dritten und letzten Mal zu zitieren), also die Einstellung, daß Kontrolle besser sei als Vertrauen.

Natürlich kommt das nicht von ungefähr. Die Vertrauensseligkeit der Kindheit ist uns ausgetrieben worden. Wer wurde noch nie enttäuscht? Und wohl noch wichtiger für eines jeden Verhalten: Wer hat selbst noch nie enttäuscht?<sup>6</sup> – Aber hätte damit die Lieblosigkeit nicht end-gültig über die Liebe gesiegt?

Eher zum Auf- als zum Abschluß dieser Gedanken den Hinweis: Wer sich zur Abwehr von Enttäuschungen entschieden verböte, zu glauben, den könnte – in seinem Nicht-Wissen oder (nur zu wissenden) Zweifel – tatsächlich niemand enttäuschen. Er wäre vor jeglicher Enttäuschung sicher.

<sup>5</sup> J. W. v. Goethe: *Dichtung und Wahrheit III 14.* (Artemis-Ausg. X 671).

<sup>6</sup> „Wer dreimal lügt, dem glaubt man nicht ...“; doch schlimmer, daß seinerseits er niemand mehr glaubt.